

Das Buch

Der Polizeiseelsorger Martin Bauer wird zu einem Einsatz gerufen, den eigentlich sein Amtskollege, Polizeidekan Rüdiger Vaals, übernommen hat. In einem stillgelegten Bergwerk ist eine Leiche gefunden worden, übergossen mit Honig. Vaals sollte die Beamten vor Ort betreuen, ist aber selbst mit einem Herzinfarkt zusammengebrochen. Bauer begleitet seinen Kollegen im Krankenwagen und spürt die Not hinter Vaals' wirren Äußerungen, die um ein ungeklärtes Problem mit einem alten Bekannten zu kreisen scheinen. Bauer macht sich für Vaals, der dem Tod nah ist, auf die Suche nach dem alten Freund.

Unterdessen ermittelt Hauptkommissarin Verena Dohr im Fall der Bergwerksleiche. Doch es ist unklar, ob sie es mit Mord zu tun hat oder »nur« mit einer Art ritueller Leichenschändung und Nekrophilie. Darauf deuten zahlreiche, post mortem zugefügte Schnittwunden und die großen Mengen Honig hin, die am Körper des Opfers gefunden wurden. Honig diente in alten Kulturen als Grabbeigabe und zur Einbalsamierung. Als Todesursache kann die Rechtsmedizin nur Herzversagen feststellen. Eine religiöse Reliquie, die am Tatort entdeckt wird, legt Verena Bauer vor. Der erkennt den Zusammenhang zu den Schnittverletzungen des Toten. Denn die Reliquie verweist auf den Heiligen Sebastian, einen Märtyrer, der von zahllosen Pfeilen durchbohrt wurde.

Im Zuge seiner Nachforschungen befindet sich Martin Bauer schnell in einem Netz aus Intrigen und ahnt Schreckliches ...

Die Autoren

Peter Gallert wurde 1962 in Bonn geboren. Ein Germanistik- und Geschichtsstudium brach er erfolgreich ab. Seit den 90er-Jahren Drehbuchautor für TV-Serien von Krimi bis Krankenhaus (in Zusammenarbeit mit Jörg Reiter). Er ist Karate-Kindertrainer, hat drei Töchter und lebt mit seiner Familie in Köln.

Jörg Reiter wurde 1952 in Düsseldorf geboren. Nach dem Studium (u. a. der Ethnologie und Filmwissenschaft) und Promotion Dozent in Köln und Heidelberg. Seit 1992 freier Autor: Sachbuch, Rateshow, Dokumentarfilm. Dann Drehbücher für TV-Serien von Krimi bis Krankenhaus (mit Peter Gallert). Der Autor lebt in Köln.

Gallert Reiter

TIEFER DENN DIE HÖLLE

Kriminalroman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage April 2018
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2018
Umschlaggestaltung: Zero-media.net, München
Titelabbildung: © Drunaa/Trevillion Images
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Quadraat Pro
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-548-29035-5

Prolog

Bauers Hand zitterte. Er hielt inne. Er hatte in so viele Abgründe gesehen, sie machten ihm keine Angst mehr. Doch das hier war anders. Ein Schlund, ein tausend Meter tiefes Grab. Niemand würde kommen und ihn retten, wenn die Dunkelheit ihn verschluckte.

Er zwang sich, regelmäßig zu atmen. Das Zittern hörte nicht auf. Die rote Warnfarbe war nur noch an den Rändern des abgegriffenen Knopfes zu erkennen. Bauer holte tief Luft, ließ seine Hand niedersausen – und schnellte aus dem Führerstand.

Fünf Meter bis zum Schacht. Die Glocke schrillte, zählte seine weiten Sätze. Mit dem dritten Klingeln sprang Bauer in den Fahrkorb und knallte gegen das Drahtgeflecht der Rückwand. Hinter ihm schloss sich das Gittertor. Es hatte geklappt. Der Korb setzte sich in Bewegung, erst langsam, dann immer schneller. Mit zehn Metern pro Sekunde ging es hinab. Alles ratterte und bebte. Die zwei Minuten Seilfahrt kamen Bauer endlos vor. Dann hakten die Bremsen ein, sein Magen sackte nach unten. Mit einem Ruck endete der kontrollierte Sturz. Das Schutzgitter fuhr zur Seite. Er war auf der tiefsten Sohle. Irgendwo hier unten wartete ein Mann, der foltern und töten wollte.

Bauer zog den Kopf ein und stieg aus. Es war niemand zu sehen. Außer einer flackernden Neonröhre vor dem

Schacht gab es keine Lichtquelle. Die Luft war heiß und feucht, und sie schmeckte giftig. Bitte keine bösen Wetter! Davon gab es unter Tage eine Menge: Schwefelwasserstoff, Kohlenmonoxid, Stickoxide. Er tastete nach der Blechdose an seinem Gürtel. Ob der Selbstretter darin überhaupt noch funktionierte?

Bauer schaltete die Grubenlampe ein. Lange würde der alte Akku kaum halten. Der Lichtkegel erfasste eine Grubenbahn, die auf schmalen Gleisen vor sich hin rostete. Bis zur Stilllegung der Zeche waren die Bergmänner damit zum Streb gefahren, wo die Kohle gehauen wurde. Bauer leuchtete die Schienen ab. Sie verloren sich in der Dunkelheit der Strecke. Er marschierte los.

Schon nach einer Minute tropfte der Schweiß von seiner Stirn, brannte in seinen Augen, rann über den Nacken in seinen Kragen und zwischen den Schulterblättern den Rücken herunter. Mit jedem Schritt, den er machte, spürte er den Druck des kilometerhohen Gebirges über ihm stärker. Er hielt den Kopf gesenkt, den Blick tief, sah nicht nach oben, hier unten gab es keinen Himmel. Er setzte Fuß vor Fuß, die Bahnschwellen gaben den Rhythmus an, teilten seine Angst in beherrschbare Stücke. Er dachte an seine Frau, an seine Tochter, an sein ungeborenes Kind, er ging weiter und weiter, bis sein Zeitgefühl erlosch.

Dann endeten die Schienen, so plötzlich, dass er fast hingeschlagen wäre. Er stolperte, fing sich, rettete sich auf die letzte Schwelle, fand mühsam sein Gleichgewicht und keuchte. Als sein Puls sich beruhigt hatte, hielt er den Atem an und horchte. Totenstille. Hinter ihm Dunkelheit, um ihn herum schwarze Wände und vor ihm das schwarze Nichts.

Wie auf einer dünnen Kruste bewegte Bauer sich voran.

Die Sohle wurde uneben. Der Akku der Lampe ließ nach, ihr Schein reichte kaum noch drei Meter weit. Fast wäre Bauer an dem abgehenden Streb vorbeigelaufen. Den Weg hinein versperrten zwei diagonal aufgestellte Holzbalken. Ein Andreaskreuz, es warnte vor Lebensgefahr im Alten Mann. So nannten die Bergleute einen ausgekohlten Stollen. Bauer sah vereinzelte Holzstempel, die das Stollendach stützten. Der Ausbau mit Holz wurde schon seit den Fünfzigerjahren nicht mehr betrieben. Ein Wunder, dass der Streb nicht längst eingestürzt war. Nur ein Selbstmörder hätte sich dort hineingewagt. Bauer leuchtete den Boden hinter dem Andreaskreuz ab. Keine Spuren im Kohlenstaub.

Er richtete sich wieder auf und wollte weitergehen. Da hörte er es. Es war kaum vernehmbar, aber kein Geräusch hätte ihn hier, tausend Meter tief unter der Erde, mehr erschrecken können. Es kam aus dem Alten Mann: ein Wimmern, ein Klagen.

Das Baby.

Ohne nachzudenken, setzte Bauer über die Balken hinweg, hastete geduckt voran, stolperte über zerklüfteten Boden, schlitterte über loses Gestein, fing sich, eilte weiter, so schnell und so leise er konnte, bis er den Schimmer in der Schwärze sah. Abrupt bremste er ab, fiel auf die Knie, suchte den Schalter der Grubenlampe, löschte sie und wusste nicht, ob er sie wieder würde einschalten können. Auf allen vieren kroch er weiter, durch die absolute Finsternis auf das Geräusch und das Licht zu, immer langsamer und vorsichtiger, je heller es wurde – bis er es sah.

Auf dem schrundigen Boden am Ende des Strebs lag, im Schein einer starken Handlampe, nackt und schutzlos, das Baby. Es ruderte mit seinen Armen und strampelte mit

den Beinen. Noch klagte es nur, doch bald würde es laut weinen. Eine zähe Masse floss über seine Babyhaut, troff in langen Fäden von den Gliedmaßen und bildete eine klebrige Pfütze um den zarten Körper.

Hinter dem Kind hockte in einigen Metern Entfernung eine dunkle Gestalt. Sie wandte Bauer den Rücken zu und schraubte im Schein ihrer Helmlampe Deckel auf leere Honiggläser. Neben den Gläsern lag die Tasche mit den Messern.

Bauer wagte nicht zu atmen. Geräuschlos schob er sich vorwärts, kam bis auf Armlänge an das Baby heran, da fuhr die Gestalt herum. Der scharfe Strahl der Helmlampe stach in seine Augen. Geblendet griff er nach dem klebrigen kleinen Körper, bekam ihn zu fassen und riss ihn an sich. Im nächsten Moment hörte Bauer das Singen von Stahl, der über Stein schliff. Ein Messer.

Bauer presste das Kind an seine Brust, sprang auf und rannte los.

01

Liebe Mama

Wann kommst du endlich wieder? Gestern kam ein Polizist aber er hatte dich nicht gefunden. Der Christian hat gesagt ich soll ein Einschreiben machen. Dann sucht der Briefträger dich. Weil du musst unterschreiben und dann kriegst du den Brief ganz bestimmt. Und ich soll drauf schreiben: vom Finanzamt. Der Christian sagt sein Vater sagt das Finanzamt findet jeden auch wenn er tot ist. Aber du bist nicht tot. Sonst wärest du ein Engel und Engel können alles sehen.

Ich will dir was sagen. Ich bin schon so lange bei Oma und Opa. Wenn du nicht zurückkommst werde ich vielleicht vom Jugendamt geholt. Das hat Oma gesagt. Dann laufe ich weg. Einer hat mich schon mal geholt. Das ist ganz lange her und dann hatte ich so sehr Angst. Aber ich durfte nichts verraten auch dir nicht weil es war ein Geheimnis. Wenn du ein Engel gewesen wärest hättest du das wohl gewusst und ich hätte dich gerufen und du hättest mich beschützt. Engel wissen alles wie Gott.

Ich möchte dir sagen ich vermisse dich so doll. Kommst du mich von der Schule abholen? Dann merkt Oma es nicht und kann es nicht dem Jugendamt sagen. Ich will nicht dass mich einer holt. Nur du. Ich bin auch immer ganz lieb und mache alles und singe ganz schön wie im Chor. Dann musst du nicht mehr traurig sein und gar nicht so viel weinen. Ich liebe dich am allermeisten auf der ganzen Welt.

Ich warte am Tor auf dich auch in der Pause.

»Sie wollen für das Gute kämpfen. Doch Sie werden dem Bösen begegnen.«

Es war still geworden unter der Dachkuppel, die sich wie ein Nachthimmel über die Halle spannte. Nur noch vereinzelt leuchteten oben auf den Rängen kleine Blitze von Fotoapparaten und Handys auf. Bauer hörte das Echo seiner eigenen Worte, die von der Lautsprecheranlage in den weiten Raum getragen wurden, und er spürte die Blicke von achttausend Menschen auf sich. Zweitausend davon saßen im Innenraum direkt vor ihm. Die Scheinwerfer blendeten, doch Bauer erkannte deutlich den feierlichen Ernst in den jungen Gesichtern. Tagelang hatte er über dem Manuskript seiner Rede gebrütet. Er hatte sich gefühlt wie vor seiner ersten Predigt, war mit trockenem Mund und weichen Knien auf die Bühne gestolpert und hatte sich an das Rednerpult geklammert.

»Sie werden an Abgründen stehen, von denen wir uns ängstlich fernhalten. Und Sie werden nicht nur hineinschauen, manchmal werden Sie hinabsteigen – müssen.«

Bisher war es eine ausgelassene Veranstaltung gewesen. Die Big Band des Landespolizeiorchesters hatte die Stimmung angeheizt, das SEK eine spektakuläre Show inklusive Blendgranaten und Abseilen vom Hallendach geliefert, sogar die Rede des Innenministers hatte für Heiterkeit gesorgt. Nun lachte niemand mehr.

»Sie werden gleich einen Eid leisten. Sie werden schwören, unsere Gesellschaft und unsere Werte gegen Angriffe

aller Art zu verteidigen. Sie werden versprechen, Leib und Leben ihrer Mitbürger zu schützen – mit Ihrem Leib und Ihrem Leben.«

Sie waren so jung. Manche hielten sich noch für unsiegbar. Doch seine Worte machten die meisten von ihnen nachdenklich. Ein blonder Hüne in der ersten Reihe, mit Bürstenhaarschnitt und glühenden Schuljungenwangen, wirkte regelrecht erschrocken. Als würde ihm erst in diesem Moment bewusst, was seine Berufswahl bedeutete. Bauer lächelte ihn aufmunternd an, aber das schien den Polizeischüler nur noch mehr zu verunsichern. Einen Moment lang überlegte Bauer, zu dem Abschnitt über Mut und Nächstenliebe zu springen, er blätterte in seinem Manuskript vor, fand jedoch die Anfangszeile nicht. Dann wollte er an die Stelle zurückkehren, wo er aufgehört hatte, aber nun fiel ihm sein letzter Satz nicht mehr ein. Seine Augen flogen über den Text, eine Hitzewelle rollte über seine Kopfhaut, und er spürte die aufkeimende Unruhe in der Halle. Er blickte wieder auf. Der Hüne befragte nervös die weiße Dienstmütze, die auf seinem Schoß lag. Er hatte sie heute in den Himmel fliegen lassen wollen. Der Mützenwurf nach der Vereidigungsfeier war Tradition – und begehrtes Motiv bei den Pressefotografen und Kameralen. Im Ablaufplan gab es sogar einen eigenen Programmpunkt dafür: »14:10 // Vorplatz Westfalenhalle 1: Aufstellung AnwärterInnen; 14:25 // Mützenwurf«. Doch daran dachte der blonde Kommissaranwärter nun nicht mehr. Stattdessen fragte er sich offensichtlich, ob er gerade einen Riesenfehler machte.

Auf den Rängen fing es an zu rumoren. Die Zuschauer warteten darauf, dass Bauer weiterredete. Er nahm eine Bewegung am Bühnenrand wahr. Dort fieberte Lutz sei-

nem großen Auftritt entgegen. Er sollte die Eidesformel vortragen, zweitausend junge Stimmen würden sie im Chor nachsprechen. Ein großer Moment, auch in der Karriere des Polizeidirektors. Die eigentliche Verteidigung war nicht nur Zweck, sondern auch Höhepunkt der Veranstaltung. Bilder davon würden in den Regionalmagazinen aller Sender des Landes zu sehen sein, noch vor dem Mützenwurf, bei dem Lutz sicher auch nicht fehlen würde. Es war kein Geheimnis, dass er sich seit Wochen auf diesen Tag vorbereitete. Irgendwann war er sogar in Bauers Büro aufgetaucht und hatte seinen Redeentwurf sehen wollen. Angeblich ging es ihm nur um das Auftrittsstichwort. Doch der Polizeiseelsorger wusste es besser. Lutz hatte alles darangesetzt, dass Bauers katholischer Amtskollege den geistlichen Beitrag des Präsidiums zur Feierstunde lieferte. Der gemütliche Monsignore Vaals schien berechenbarer. Doch die Polizeischüler hatten sich Bauer gewünscht. Seit einigen Monaten unterrichtete er Ethik an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung, Abteilung Duisburg. Es gab noch sechs weitere Standorte der Fachhochschule im Bundesland. Dem nun völlig verunsicherten jungen Mann in der ersten Reihe war er noch nie begegnet.

Bauer sah zu Lutz, der ihn aus den Kulissen heraus wild gestikulierend zum Weiterreden aufforderte. Dann blickte er wieder auf sein Manuskript, doch die Sätze, an denen er so lange gefeilt hatte, erschienen ihm auf einmal unecht. Es hatte ihm geschmeichelt, als man ihn für die Rede angefragt hatte. Doch das leise Unbehagen, das er ebenfalls verspürt hatte, war gewachsen, je näher der Termin gerückt war. Er hatte es als Lampenfieber abgetan. Aber es war etwas anderes, und nun spürte er es ganz deutlich:

Er gehörte nicht hierher. Er ließ das Pult los. Ein Raunen wehte durch die Halle, als er zum Bühnenrand ging und sich dort auf die Kante direkt vor die erste Reihe setzte.

»Sie würden am liebsten aufspringen und weglaufen, stimmt's? Ich sag Ihnen was: Mir geht's genauso.«

Für einen Moment erstarrte der junge Mann. Dann blickte er sich schnell um, ob vielleicht jemand anderes gemeint sein könnte. Aber seine Sitznachbarn sahen alle ihn an. Er wandte sich wieder Bauer zu.

»Meinen Sie mich?«, stammelte er.

»Ja. Wie heißen Sie?«

»Kevin ... Ich meine: Kommissaranwärter Fritzenkötter.«

»Klingt westfälisch.«

Kevin nickte. »Meine Eltern haben einen Hof in Altenbeken, Kreis Paderborn.«

»Ein schönes Fleckchen Erde.«

Ein Lächeln verdrängte kurz den Schreck von Kevins rundem Gesicht. »Sehr schön sogar!«

»Wieso sind Sie nicht dort geblieben?«

Sofort war seine Unsicherheit wieder da. »Ich, äh ... Weil ich Polizist werden wollte?«

»Hat Ihnen niemand gesagt, dass Polizeibeamte zur Berufsgruppe mit dem höchsten Risikopotenzial gehören?«

»Ich weiß nicht ...«

»Posttraumatische Belastungsstörungen, Depressionen, Burn-out, Suizid – in allen entsprechenden Statistiken belegen Polizisten regelmäßig Spitzenplätze. Und das sind nur die Folgerisiken. Sie haben auch gute Chancen, im Dienst verletzt zu werden. Ich rede hier nicht mal von besonderen Gefahrenlagen wie bei Großdemos mit gewaltbereiten Chaoten oder Alarmfahndungen nach Ter-

rorverdächtigen. Fragen Sie Ihre künftigen Kollegen vom Wach- und Streifendienst, wer von ihnen noch nie bei einem völlig harmlosen Einsatz bespuckt, geschlagen oder getreten wurde. Sie werden kaum einen finden.«

Von den Rängen kam zustimmendes Gemurmel. Unter den Angehörigen von Polizeischülern fanden sich in der Regel überdurchschnittlich viele Polizeibeamte.

»Wollen Sie sich das wirklich antun? Sie bringen sich in Gefahr. Warum?«

»Irgendjemand muss es tun.« Der Kommissaranwärter wollte markig klingen. Doch über Bauers Ansteckmikro kleckerte nur eine dünne Entschuldigung aus den Lautsprechern in die Halle.

»Wieso ausgerechnet Sie?«

Kevin schwieg. Verstohlen schielte er zur Seitentribüne. Vermutlich saßen dort seine Eltern, Landwirte aus einer kleinen Gemeinde am Fuß des Eggegebirges. Der Sohn hatte sie stolz machen wollen. Nun fürchtete er, sie zu blamieren.

Bauer beantwortete seine Frage selbst: »Weil Sie etwas wissen, das die meisten Menschen vergessen haben.«

»Ich hab's offenbar auch gerade vergessen«, sagte Kevin und erntete vereinzelter Lacher.

»Haben Sie nicht. Sie wären sonst gar nicht hier.« Bauer sah auf. Nun, da er nicht mehr im direkten Licht der Bühnenscheinwerfer stand, konnte er die Stuhlreihen besser überblicken. »Sie alle wären nicht hier. Vielleicht ist es Ihnen nicht bewusst, aber Sie sind anders als die meisten Leute. Sie haben eine andere Einstellung zum Leben. Und damit zum Tod.«

Hinter der Bühne stöhnte jemand auf. Bauer musste nicht lange raten, wer: Lutz. Er fürchtete um seinen Auf-

tritt. Erst die Schilderung des harten Polizeialltags und dann auch noch das Gerede über den Tod – der Pfaffe machte die Stimmung kaputt. Der Polizeidirektor war bestimmt nicht der Einzige in der Halle, der so dachte. Es war Bauer egal.

»Wir haben Wohnungen mit einbruchsicheren Türen, fahren Autos mit acht Airbags und setzen unseren Kindern Helme auf, wenn sie Tretroller fahren. Gefahren schalten wir aus, damit uns nur ja nichts passiert. Heil nach Hause zu kommen, halten wir für alltäglich und Sicherheit für den Normalzustand. Doch wir machen uns etwas vor. Sie wissen das. Oder fühlen es. Es kann immer etwas passieren, wir können verletzt werden, wir können sterben – jeden Tag, jeden Moment.«

Bauer sah Zustimmung in Kevins Gesicht und in den Reihen hinter ihm hier und da sogar ein Kopfnicken.

»Das Leben ist riskant. Sie sind bereit, dieses Risiko einzugehen. Nicht nur für sich, auch für Ihre Mitmenschen. Eigentlich wollte ich Ihnen etwas über Nächstenliebe erzählen und was Jesus darunter verstanden hat. Ich schätze, das ist überflüssig.«

Er blickte Kevin an.

»Ich bin ein Fan von Ihnen.«

Er erhob sich.

»Von Ihnen allen!«

Dann drehte Bauer sich um und ging von der Bühne. Der Polizeidirektor erwartete ihn mit Wut im Blick und roten Flecken auf der gereizten Gesichtshaut. Einen Schritt, bevor Bauer ihn erreichte, setzte, heftig wie ein Platzregen, Applaus ein und schwemmte die böartige Bemerkung, die Lutz im selben Moment abfeuerte, einfach weg.

Die Halle lag in der Mittagshitze wie ein Ufo aus einem Fünfzigerjahrefilm. Auf der Spitze der Dachkuppel drehte sich träge die Werbetafel der Union-Brauerei. Das acht Meter hohe gelbe U kreiste dort seit 1968. Vor ein paar Jahren hatte es eine neue Rückseite bekommen, ein blaues C, das Logo einer Versicherungsgesellschaft. Die Betreiber der traditionsreichen Veranstaltungshalle hatten den Deal einen »Brückenschlag zwischen Tradition und Moderne« genannt und als »Symbol für den Strukturwandel« verkauft.

Bauer kniff die Augen zusammen und blies Rauch in die flimmernde Luft. Auf dem Parkplatz vor dem Haupteingang gab es nur wenige schattige Flecken. Sie waren alle von den unterschiedlichsten Einsatzfahrzeugen belegt. Im Rahmenprogramm der Vereidigungsfeier präsentierte die Polizei ihren Fuhrpark, vom Krad der Motorradstreife über den Geländewagen der Bereitschaftspolizei bis zum Wasserwerfer. Noch war der Platz menschenleer, aber in einer halben Stunde würden die Besucher aus der Halle strömen und sich um die Fahrzeuge scharen. Die meisten vermutlich um den schwarzen Truck des SEK, eine Spezialanfertigung aus den USA. Das auf dem Dach montierte »Mobile Adjustable Ramp System«, kurz »MARS«, machte den Wagen zur fahrbaren Rampe. Er war erstmals bei der Erstürmung des Hells-Angels-Hauptquartiers vor einigen Jahren zum Einsatz gekommen, aber bisher nie in der Öffentlichkeit gezeigt worden. Nun stand er in der Mitte des Platzes, und die Sonne brannte darauf nieder wie auf Bauers alten Passat, der abseits parkte und mindestens so fehl am Platz wirkte, wie der Polizeiseelsorger sich fühlte. Er hatte alle Türen des Wagens aufgerissen, um die Hitze entweichen zu lassen, und sich eine Zigarette angezündet.

Früher hatte Bauer sich nur erlaubt zu rauchen, wenn er bei seiner Arbeit mit Sterbenden oder Toten konfrontiert worden war. Früher hatte er immer nur eine einzelne Zigarette bei sich getragen, in einer Aluminiumhülle. Früher, das war die Zeit, bevor er selbst einen Menschen getötet hatte und bevor seine Familie zerbrochen war. Neun Monate war das nun her. Seitdem steckte er jeden Tag eine ganze Schachtel in seine Tasche.

»Wenn man Sie so predigen hört, könnte man meinen, diese Grünschnäbel wären die letzten Wohltäter der Menschheit.«

Bauer hatte Verena Dohr nicht kommen hören. Keine fünfzig Meter entfernt rauschte auf dem Rheinlanddamm, einem kurzen Teilstück der A 40, der Freitagsverkehr vorbei.

»Vielleicht sind sie's.«

»Blödsinn. Die Arschlochdichte ist bei der Polizei mindestens so hoch wie beim Rest der Bevölkerung. Nach meiner Erfahrung sogar höher. Haben Sie eine für mich?«

Sie deutete auf die Zigarettenschachtel, die Bauer in der Hand hielt. Er reichte sie ihr und gab ihr Feuer.

Sie inhalierte tief. »Sie verpassen übrigens gerade den Höhepunkt der Veranstaltung.«

»Sie doch auch.«

»Von mir ist Lutz Kummer gewohnt. Bei Ihnen dagegen ...« Sie ließ den Satz in einer Qualmwolke hängen.

Bauer sah die Hauptkommissarin irritiert an: »Ich dachte, er sieht mich als seine persönliche biblische Plage.«

»Ja, als Sie noch von Brücken gesprungen sind. Jetzt unterrichten Sie Ethik an der Polizeischule und halten Reden auf Vereidigungsfeiern.«

Sie machte sich über ihn lustig. Nur klang sie nicht lus-

tig. Eher vorwurfsvoll. Er übernahm ihren nur oberflächlich lockeren Ton. »Sie haben sich doch immer beschwert, dass ich mich in Ihre Arbeit mische. Ich wollte Ihnen das Leben leichter machen.«

»Wohl eher Ihrer Frau«, erwiderte sie trocken. »Wann ist es denn so weit?«

»In zehn Tagen.«

Sie nickte nur und nahm noch einen tiefen Zug. Schweigend rauchten sie weiter. Schließlich trat Verena ihre Kippe auf dem Asphalt aus.

»Kommen Sie wieder mit rein?«

Er schüttelte den Kopf. »Geburtsvorbereitungskurs. Fängt heute Nachmittag an und geht das ganze Wochenende.«

»Verlernt man das Kinderkriegen? Sie haben doch schon eins.«

»Sarah möchte sich einfach sicher fühlen.«

»Sieht so aus. Dann viel Spaß.«

»Danke.«

Sie wandte sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal um. »Gute Rede übrigens.«

»Wollen Sie mich verarschen? Ich hatte den Hänger des Jahrhunderts. Ich habe nur noch gesagt, was mir gerade einfiel.«

»Wie früher.« Damit ging sie.

Bauer sah ihr nach, bis sie im Haupteingang verschwunden war. Dann schnippte auch er seine Kippe weg, klappte die Türen des Wagens zu und setzte sich hinters Steuer.

Er brauchte fast eine Stunde für die Rückfahrt und wäre noch länger unterwegs gewesen, wenn er, wie sonst auf seinem Heimweg, die staugefährdete Rheinbrücke Neu-

enkamp hätte passieren müssen. Aber seine Frau wartete nicht zu Hause auf ihn. Sie hatte sich und Bauer eine Auszeit verordnet, um ihre Ehe zu überdenken. Das tat sie im Apartment ihrer besten Freundin Karla – seit acht Monaten. Genauso lange war Karla nun schon in den USA, um ihre Karriere voranzutreiben.

Sarah hatte damals mit ihr Abschied gefeiert und war erst spät in der Nacht nach Hause gekommen. Bauer war noch wach gewesen, nicht aus Sorge, sondern weil er nicht wusste, wohin mit seinem Glück. Sie hatte es ihm am selben Morgen gesagt.

»Wir bekommen noch ein Kind.«

Wie ferngesteuert war Bauer in sein Auto gestiegen und ins Präsidium gefahren. Sarahs Worte erreichten ihn erst nach und nach. Doch als er abends heimkehrte, lief sein Herz längst über. Aber Sarah war schon bei der Abschiedsfeier, und die sechzehnjährige Tochter Nina übernachtete bei einer Klassenkameradin. Das Haus war leer gewesen, Bauer allein. Da hatte er noch nicht geahnt, dass es bald oft so sein würde. Stundenlang hatte er sich alte Fotos angesehen. Von den ersten Jahren gab es noch Alben mit Papierabzügen, aufgenommen mit einer billigen Kleinbildkamera. Zu Ninas Einschulung hatte Bauers Frau der Familie dann eine digitale Spiegelreflexkamera gegönnt. Seitdem gab es viel mehr Bilder, häufig Dutzende von demselben Motiv, aber nur noch auf Festplatte. Immer wieder hatte sich Bauer vorgenommen, misslungene Aufnahmen auszusortieren und nur die besten aus den Serien von gleichen Schnappschüssen zu behalten. An diesem Abend war er froh, es nicht getan zu haben. Er freute sich auch noch über die schiefste Grimasse von Nina und das albernste Grinsen seiner Frau.

Er war glücklich gewesen. Dann war Sarah heimgekommen.

»Ich kann das so nicht mehr«, hatte sie gesagt.

Bauer wechselte von der A 40 für wenige Hundert Meter auf die A 59 und nahm die Ausfahrt Duissern. Auf dieser Seite der Autobahn war die Schallschutzwand aus Glas, dahinter lag der Stolz der Stadtentwickler: der Innenhafen. Hier, am Kopfende des lang gezogenen Hafenbeckens, ragte die historische Speicherzeile wie ein Backsteingebirge in den wolkenlosen Himmel. Nur einen Steinwurf neben der Abbiegespur stand die Küppersmühle, sie hatte den einstigen Ruf des Innenhafens als Brotkorb des Ruhrgebiets begründet. Anfang der Siebziger wurde der Mühlenbetrieb eingestellt. Nur die Speicher waren weiterhin genutzt worden, von der Regierung, um im Kalten Krieg die eisernen Kornreserven einzulagern. Mit der Perestrojka verlor die Mühle auch diese Daseinsberechtigung. Wie der gesamte Innenhafen lag sie jahrelang brach. Erst kurz vor der Jahrtausendwende wurde sie glanzvoll wiedereröffnet, als Museum für moderne Kunst.

Dies war nur ein Schritt auf dem Weg zur Umnutzung des Innenhafens in einen multifunktionalen Dienstleistungspark gewesen. Den Masterplan dazu hatte der Londoner Architekt Sir Norman Foster geliefert: Arbeiten und Wohnen, Kultur und Freizeit in attraktiver Lage direkt am Wasser.

Vom Hafenbecken zweigten drei neu angelegte, künstliche Grachten ab. Sein Hemd klebte am Rücken, als er ausstieg. Er überquerte die Straße und bog in die Hansegracht ab. Hier schien es kühler, die Uferpromenade lag im Schatten junger Bäume, im Wasser wuchsen Schilf und Seerosen, auf dem Dach des preisgekrönten Wohngebäu-

des Gräser und Wildkräuter. Hell verputzte Wände, große Fensterflächen, viel Holz.

Bauer drückte die Klingel und lächelte in die Linse der Videogegensprechanlage. Der Türsummer ertönte. Ein Fahrstuhl brachte ihn geräuschlos in das oberste Wohngeschoss mit Sonnenterrasse und Dachgarten. Angesagter konnte man in der Innenstadt kaum wohnen. Teurer auch nicht.

Karlas Wohnungstür stand offen. Innen war alles licht und großzügig, aber niemand war zu sehen.

»Sarah?«

»Moment!«

Er wartete an der Tür. Nach kurzer Zeit hörte er die Toilettenspülung. Dann kam seine Frau heran. Er sah ihre Silhouette vor der Fensterwand, eine gerade Gestalt, die einen enormen Bauch vor sich herschob.

»Entschuldige, Steptanz auf meiner Blase ist ihr neuer Lieblingssport. Ich renne alle zehn Minuten aufs Klo! Warum kommst du denn nicht rein?«

Sie wirkte fremd auf ihn. Das war schon so gewesen, als er sie das erste Mal hier besucht hatte, und es hatte sich nicht geändert. Er hoffte, es lag an der Umgebung.

03

Das durchbohrte Herz blutete leuchtend rot. Der Anblick entlockte Vaals ein Lächeln – wie jeden ersten Freitag im Monat um Punkt 16 Uhr. Denn dann erschien das kleine Icon wie von Zauberhand auf dem Display seines Smart-

phones. Es erinnerte ihn daran, dass er am Abend die Messe lesen und dass der Kinderchor, den er leitete, in der Kirche singen würde.

Der Herz-Jesu-Freitag war der monatliche Höhepunkt im Leben des Monsignore und ihm buchstäblich heilig. Vaals mochte seine Arbeit als Polizeiseelsorger. Doch wenn seine Kraft nachließ, was in letzter Zeit immer öfter geschah, fühlte er sich nur noch als Kriseninterventionsbeauftragter. Die regelmäßigen Gottesdienste halfen ihm, sich wieder als Priester wahrzunehmen. Nirgends spürte er Gottes Gegenwart deutlicher als im Altarraum, wenn klare, reine Kinderstimmen das Lob des Herrn hinauf zum Kreuz trugen.

Vaals wischte mit einem Finger über das Display. Das Herz verschwand. Er hatte nie ganz verstanden, wie so ein Smartphone funktionierte, und war froh, dass er damit telefonieren und Textnachrichten verschicken konnte. Eines seiner Chorkinder, der zwölfjährige Jonas, hatte die elektronische Erinnerung mit dem Bild des Heiligsten Herzens programmiert. Er war Vaals' Liebling. Falls Engel eine Stimme besaßen, wovon der Monsignore überzeugt war, konnten sie kaum schöner klingen als Jonas, wenn er das Ave Maria sang.

Der katholische Seelsorger schaltete den überforderten Ventilator auf seinem Schreibtisch aus und erhob sich ächzend. Die anhaltende Hitze machte ihm zu schaffen. Er schlief schlecht, fühlte sich schon morgens wie gerädert und die schwüle Luft schien seine Brust zusammenzudrücken. Doch zuversichtlich ignorierte er das leise Schwindelgefühl. In der Kirche würde es kühler sein, und die Messe würde ihm Kraft geben. Er hoffte nur, dass kein Notfall dazwischenkam. Denn Vaals hatte Rufbereit-

schaft, was ganz und gar ungewöhnlich war. Schon seit Jahren übernahm Bauer den ersten Freitag jeden Monats, eine Absprache unter Kollegen. Aber heute war er auf der großen Vereidigungsfeier und danach mit seiner Frau bei einem Geburtsvorbereitungskurs.

Die uniformierten Beamten hinter dem Tresen wünschten ein schönes Wochenende, als Vaals das Präsidium verließ. Die Luft draußen schien verbrauchter als im Gebäude. Auf dem Parkplatz standen nur noch wenige Autos. Vaals hatte am Morgen einen Schattenplatz ergattert, trotzdem war die Temperatur im Wagen unerträglich. Er stellte die Klimaanlage auf die höchste Stufe und den Hebel des Automatikgetriebes auf Fahrbetrieb. Er ließ den zwanzig Jahre alten Benz gemächlich losrollen.

Als er am Haupteingang vorbeituckerte, stürmte einer der Polizisten vom Empfang winkend heran.

Kurz darauf raste ein Streifenwagen über das brache Gelände der vor zehn Jahren stillgelegten Zeche Walsum. Vaals saß auf dem Beifahrersitz. Er blickte hinauf zum Förderturm, der zum Schacht Franz gehörte. Vor den Seilscheiben an der Turmspitze strahlte ein weißer Schriftzug: »Kohle«.

Der Fahrer hielt auf die Maschinenhalle am Fuß des Stahlgerüsts zu. Dort parkte ein weiteres Einsatzfahrzeug. Vaals bremste unwillkürlich mit, als der Beamte den Streifenwagen kurz davor zum Stehen brachte.

»Schneller ging's nicht«, entschuldigte sich sein Fahrer.

Vaals rang sich ein Lächeln ab. Ihm war flau im Magen. Sie stiegen aus. Aus dem Backsteingebäude eilte ein Streifenpolizist heran.

»Monsignore Vaals!«

Vaals überlegte, ob er den Mann kannte. »Es tut mir leid, ich habe Ihren Namen vergessen.«

»Polizeihauptmeister Ziegler. Wir sind uns auch nur einmal begegnet, auf der Hochzeit von meinem Kollegen, Sie haben ihn letztes Jahr getraut: Polizeiobermeister Rogalla.«

»Jan Rogalla?« Vaals erschrak. Es gab nicht viele wirklich gläubige Katholiken unter den Beamten. Der junge Polizeiobermeister gehörte dazu.

Ziegler nickte. »Sie müssen ihn da unten rausholen.«

Während sie durch die Maschinenhalle eilten, lieferte Ziegler einen kurzen Bericht. Ein Ingenieur war zu Wartungsarbeiten an der Wasserhaltungsanlage eingefahren. Die Pumpen, die früher schon Stollen und Strecken vom Grubenwasser frei gehalten hatten, liefen nämlich noch – wie in vielen stillgelegten Zechen. Jahrhundertlang hatte der Bergbau den Untergrund der Region durchlöchert wie einen Schweizer Käse. Ausgekohlte Stollen brachen mit der Zeit ein, darüber liegende Gesteinsschichten rutschten nach, an der Oberfläche entstanden ausgedehnte Senken. Rhein und Ruhr flossen heute durch Gebiete, die nun zum Teil mehr als zehn Meter tiefer lagen als die Flüsse, die durch riesige Deiche eingedämmt worden waren. Sollte der Kohlenpott nicht komplett absaufen und zur Seenplatte werden, mussten die Pumpen weiterarbeiten, bis ans Ende aller Tage. Ewigkeitslasten nannten das die Betreiber des deutschen Steinkohlebergbaus. Sie hatten eine Stiftung gegründet, um die »Finanzierung der Ewigkeitsaufgaben« zu übernehmen.

Bei der Überprüfung der Anlage im Schacht Franz war der Ingenieur auf eine Leiche gestoßen und hatte die Polizei gerufen. Ziegler und Rogalla waren von der Wache

Hamborn losgefahren. Es gab auch eine Polizeistation in Walsum, keine fünf Autominuten von der Zeche entfernt. Nur hatten die Walsumer Beamten kein Auto. Ihre Dienststelle war im Zuge der letzten Sparmaßnahmen zur »Fußstreifenwache« degradiert worden.

Vor Ort hatte Polizeikommissar Rogalla entschieden, sich die Leiche selbst anzusehen und den Fundort zu sichern.

»Konnte ja keiner ahnen, dass der Junge Platzangst hat«, sagte Ziegler. »Offenbar wusste er es nicht einmal selbst. Jedenfalls ist er runter und bekommt eine Panikattacke. Der Ingenieur will ihn wieder nach oben bringen, kriegt ihn aber nicht mehr in den Fahrkorb, so heißt hier der verdammte Aufzug. Vielleicht schaffen Sie es ja.«

Am Führerstand neben dem Förderschacht wartete der Maschinist, der die Seilfahrten in die Tiefe steuerte. Wie Vaals schien er kurz vor der Rente zu stehen, hatte aber einen Händedruck wie eine Schraubzwinge.

»Glückauf, Herr Pfarrer. Sie machen heute den Heildienster und holen uns den Jungen wieder über Tage?«

»So Gott will«, lächelte Vaals tapfer. Er lebte lange genug im Revier, um zu wissen, dass Heildienster die Sanitäter des Bergbaus waren. Aber er war noch nie unter Tage gewesen. Offenbar sah man ihm das an.

»Es geht nur auf 120 Meter Teufe«, beruhigte ihn der Maschinist und setzte ihm einen Helm mit eingeschalteter Kopflampe auf. »Erste Sohle. Die Hölle liegt sicher noch ein ganzes Stück tiefer.«

»Ich hoffe es sehr«, erwiderte Vaals und blickte zögernd zu dem Polizisten.

Der hob entschuldigend die Schultern. »Ich muss gleich die Kollegen vom Dauerdienst einweisen, die müssen jede

Sekunde hier sein. Genau wie der Notarzt. Wollen Sie auf ihn warten?»

»Nein.« Vaals stieg in den Fahrkorb.

»Ist alles ziemlich eingerostet, ruckelt und rappelt also ein bisschen, aber keine Sorge: Runter kommen sie alle.« Der Maschinist riss am Rollgitter, das rasselnd zufiel, und eilte in den Führerstand.

Sekunden später fuhr Vaals der Schlag einer Glocke in alle Glieder. Nach zwei weiteren Schlägen sackte der Metallboden unter ihm weg. Das Gefühl zu fallen zog durch seine Brust. Ratternd ging es hinab in die Dunkelheit. Die Lampe auf seinem Helm war nun die einzige Lichtquelle. In ihrem Schein sah er durch das Drahtgeflecht des Fahrkorbs die Schachtwände vorbeirasen. Die Seilfahrt dauerte nur eine halbe Minute, doch sie kam Vaals endlos vor. Dann bremste der Korb ab und kam mit einem Ruck zum Stehen. Licht schien durch das Rollgitter, und es wurde hochgezogen.

»Glückauf. Sie sind der Pfarrer?« Der Ingenieur war ein breitschultriger Mann um die fünfzig.

Vaals nickte. »Monsignore Vaals.«

»Monsignore? Aha. Sie können jetzt loslassen.«

Vaals merkte, dass er sich noch immer an das Drahtgeflecht klammerte. Seine Finger schmerzten, als er sie löste.

»Kommen Sie!«

Vaals hatte Mühe zu folgen. Er hatte schwarzen Stein erwartet, stattdessen sah er raue Betonwände, an denen schmutzige Kabel und Leuchtstoffleisten hingen.

»Sind nur ein paar Schritte, aber der Junge wollte sich keinen Zentimeter mehr bewegen.«

Der Ingenieur bog in einen Stollen ab. Hier gab es keine

Neonröhren mehr, nur einen Handscheinwerfer, der in einigen Metern Entfernung auf dem Boden stand. Davor hockte ein Mann in Uniform. Er hatte seine Arme um die Knie geschlungen.

»Ich habe so was noch nie erlebt«, raunte der Ingenieur. »Er hat gehechelt und geschwitzt wie ein Marathonläufer. Ich hab versucht, ihn zurück zum Aufzug zu schaffen, aber da hat er losgebrüllt, als würde ich ihn abstechen.«

Vaals antwortete nicht. Er hatte noch etwas entdeckt, es lag im Halbdunkel zwischen ihnen und dem Scheinwerfer.

»Da gucken Sie besser nicht hin«, riet der Ingenieur. »Ich hab's getan, und ich werde garantiert Alpträume davon kriegen. Also Kopf oben halten und einfach dran vorbeigehen.«

Aber der Monsignore steuerte schon darauf zu. Der Lichtstrahl seiner Kopflampe zuckte über den rissigen Boden. Dann sah Vaals es und erstarrte. Es war ein Alptraum, er träumte ihn seit Jahren. In diesem Moment wurde er Wirklichkeit. Ein Stöhnen drang aus seiner Brust, es klang nicht menschlich.

Dann zerquetschte eine Faust aus Eis sein Herz.

04

Sommerglut über den Feldern, Lichtsprenkel in den Blättern der Bäume am Straßenrand, Fahrtwind in Sarahs Haar. Sie fuhren über eine Landstraße und hatten alle Fenster heruntergelassen wie früher, wenn sie in den Se-

mesterferien in Italien oder Südfrankreich zum nächsten schönen Ort unterwegs gewesen waren. Sie hatten gezeltet, auf billigen Campingplätzen, oder einfach im Auto geschlafen. Schon damals hatten sie oft stundenlang nicht geredet. Aber es war kein Schweigen gewesen, sondern Einklang. Was war es heute?

Bauer musterte seine Frau von der Seite. Sie hielt das Gesicht in den Fahrtwind und hatte die Augen geschlossen. Ihre Wangen waren voller geworden, ihre Züge schienen weicher, das stand ihr gut. Hinter Sarah sah Bauer die schlanken Schlote der Kokerei Schwelgern. Auch sie wirkten beinah idyllisch und schienen direkt aus dem Naturschutzgebiet um die Blaue Kuhle emporzuwachsen.

»Wie findest du eigentlich mein Kleid?«, riss Sarahs Stimme ihn aus seinen Gedanken.

»Hübsch«, sagte er eilig, »sehr hübsch.«

Sie öffnete die Augen und sah ihn belustigt an. »Du hast nicht mal bemerkt, dass es neu ist, gib es zu!«

Ihre gute Laune ärgerte ihn. Zweieinhalb Tage Presswehen üben und Hechelatmung simulieren, als wären sie ein ganz normales Elternpaar! Waren sie überhaupt noch ein Paar? Würden sie irgendwann wieder eine Familie sein? Oder würde ihr zweites Kind auch zwischen Sarah und ihm hin- und herpendeln, wie Nina schon jetzt? Er wusste es nicht.

Sarah hielt ihn in der Schwebe, verlangte Geduld, verdammte ihn zur Untätigkeit. War das eine Art Prüfung? Ja, er hatte sein Leben aufs Spiel gesetzt, ja, er hatte einen Mörder in ihr Haus gebracht. Aber er hatte seine Familie beschützt, und er hatte das Haus wiederaufgebaut. Seit Monaten tat er alles, um Sarahs Sicherheitsbedürfnis zu genügen. Er hatte sogar diesen Lehrauftrag angenommen

und seine Stundenzahl im Präsidium reduziert, begleitete nur noch selten potenziell gefährliche Einsätze, und wenn, riskierte er dabei nicht mehr als sein ängstlicher Amtskollege Vaals beim Segnen der Reiterstaffel!

»Was hältst du davon, wenn wir übers Wochenende dort bleiben?«

Überrumpelt blickte Bauer seine Frau an. »Wo?«

»Na hömma, du Flappmann, wohin fahren wir? In Oschau natürlich!« Sie grinste und sprach den Ortsnamen aus wie eine Einheimische.

Mit seinen hübschen alten Häusern, der Rheinpromenade und der historischen Festungsanlage war Orsoy ein beliebtes Ausflugsziel. Nur der Fluss trennte es vom Stadtgebiet, und man konnte mit der Fähre von Walsum aus übersetzen.

»Es ist kaum eine halbe Stunde Fahrt. Von unserem Haus wäre es sogar nur eine Viertelstunde.« Er konnte sich den Seitenhieb nicht verkneifen.

Aber sie war offenbar fest entschlossen, sich ihre gute Laune nicht verderben zu lassen. »Ich fände es gut, mal rauszukommen. Gut für uns beide.«

Ihre Stimme war ernst, doch schwang ein Ton darin mit, den er schon lange nicht mehr gehört und nach dem er sich gesehnt hatte. Nein, sie wollte ihn nicht quälen. Es ging nicht um ihn, es ging ihr nicht einmal um sich selbst. Sie wollte Sicherheit nicht für sich, sie sorgte sich um ihr Baby. Und darum, was für ein Vater er ihm sein würde.

»Klingt nach einer guten Idee«, sagte er.

»Dann trifft es sich ja, dass ich ein Zimmer reserviert habe.« Sie lächelte ihn an.

»Was ist mit Nina?«

»Sie ist fünfzehn, und es ist Wochenende. Ich glaube

nicht, dass sie uns vermisst.« Sarah schloss die Augen und hielt ihr Gesicht wieder in den Wind. »Außerdem weiß sie Bescheid. Sie hat mir gestern heimlich ein paar Sachen von dir geholt.«

Jetzt verstand er, warum Sarah eine so große Tasche dabei hatte, und er schämte sich für seinen Ärger. Auch bei Vaals entschuldigte er sich im Stillen. Bauers Teilzeitrückzug aus dem Präsidium hatte dem Monsignore erhebliche Mehrarbeit beschert, ohne dass er je ein Wort darüber verloren hätte. Heute setzte er mit dem Bereitschaftsdienst sogar seinen Herz-Jesu-Freitag aufs Spiel. Schuldbewusst beschloss Bauer, sich bei seinem Kollegen zu bedanken. Vielleicht mit einem guten Wein. Über einen Cuvee du Vatican würde sich ein katholischer Geistlicher bestimmt freuen. Traditionsgemäß schickte das Chateau Sixtine zu Ehren jedes neu gewählten Papstes eine Kiste davon nach Rom.

Sie kamen an einer Streuobstwiese vorbei. Im Schatten alter Apfelbäume grasten Pferde. Würzige Luft stieg Bauer in die Nase. Auf einmal roch er den Sommer, und das Urlaubsgefühl war nicht mehr nur eine Erinnerung. Er legte seine Rechte auf den kugelrunden Bauch seiner Frau. Sarah legte eine Hand auf seine.

So fuhren sie in den Ort hinein, der sich an einen der höchsten Flussdeiche Europas schmiegte. Bergsenken hatten das ehemalige Festungsstädtchen unter den Wasserspiegel des Rheins sacken lassen. Die Hebammenpraxis lag mitten im Zentrum.

»Du kannst hier nicht parken«, sagte Sarah.

»Ich will dich nur absetzen, dann suche ich einen Parkplatz.« Er lief um den Wagen und half ihr beim Aussteigen.

Ächzend zog sie sich an seinem Arm hoch. »Ich komme mir vor wie ein Flusspferd.«

»Du hast eindeutig die hübscheren Beine. Besonders in diesem tollen Kleid.«

»Schleimer«, erwiderte sie, aber sie lächelte dabei.
»Gibst du mir meine Tasche?«

Er holte sie vom Rücksitz. »Ich hatte mich schon über dein Gepäck gewundert.«

Er fand einen Parkplatz vor der Kirche. Als er den Wagen abschloss, klingelte sein Handy. Er zögerte. Dann nahm er das Gespräch an.

»Bauer.«

»Hauptkommissar Marantz hier ...«

»Entschuldigung, wenn ich Sie gleich unterbreche, aber mein Kollege Monsignore Vaals hat Bereitschaft.«

»Wegen ihm rufe ich an.« Kurz und präzise schilderte der Hauptkommissar, was passiert war. »Hallo? Sind Sie noch dran?«

»Ja.«

»Wie schnell können Sie hier sein?«

»Ich bin genau gegenüber.«

»Wo gegenüber?«

»Auf der anderen Rheinseite.«

»Dann müssen Sie ja zurück bis zur Beeckerwerter Brücke ...«

»Muss ich nicht. Geben Sie mir zehn Minuten.«

Er legte auf. Zehn Minuten, das konnte er nur schaffen, wenn die Fähre gerade am hiesigen Ufer lag. Und wenn er nicht zurück zur Hebammenpraxis fuhr, um Sarah zu informieren.

Er sprang in den Wagen. Sekunden später raste er mit dem Passat zwischen den beiden kantigen Backsteinsäulen des Rheintors hindurch aus dem Ort. Von der Deichkrone sah er eine Gruppe Ausflügler herunterkommen.

Seine Hoffnung wuchs. Hupend scheuchte er die Radfahrer von der Straße. Sie gestikulierten wütend, als er an ihnen vorbeifuhr. Dann sah er die Fähre. Sie war noch leer, musste gerade angelegt haben. Er drosselte seine Geschwindigkeit erst kurz vor dem Anleger. Der Wagen schlingerte an den beiden fassungslosen Fährleuten vorbei auf das Schiffsdeck und kam kurz vor der rotweißen Schranke zum Stehen. Bauer sprang aus dem Auto. Der Kapitän kam aufgebracht auf ihn zu.

»Bist du bekloppt?«

»Ich bin Polizeiseelsorger.«

Der Mann sah ihn überrumpelt an. Bauer nutzte die Chance und erklärte in knappen Worten die Situation.

»Zeche Walsum?«, wiederholte der Mann. »Die liegt gleich hinterm Kraftwerk.«

»Ich weiß. Können Sie mich rüberbringen? Sofort?«

»Könnte eng werden.« Der Kapitän deutete auf den Fluss.

Von rheinabwärts stampfte ein tief liegender Frachtkahn heran, aus der anderen Richtung kamen dicht hintereinander zwei schwere Schubverbände. Sie waren etwas weiter entfernt, aber sie fuhren zu Tal und waren schnell. Bauer wollte sich wieder dem Kapitän zuwenden, aber der kletterte schon die Leiter zum Steuerstand hoch.

»Jochen«, rief er seinem Helfer zu, »fähr die Rampe hoch!«

»Aber ...«

»Mach's einfach!«

Der flache Schiffsrumpf vibrierte unter Bauers Füßen, als der Kapitän die Dieselmotoren startete und auf volle Fahrt brachte, noch bevor der Fährhelfer die Rampe hochgefahren hatte. Stahl schrammte kreischend über das

Kopfsteinpflaster des Anlegers, das Schiff kam frei und rauschte los. Bauer holte sein Handy aus der Tasche und wählte Sarahs Nummer. Beim ersten Freizeichen sprang die Mailbox an. Ganz gleich, wie er es formulierte, seine Frau würde nur hören, dass er sie im Stich ließ – wieder einmal.

»Sarah, ich muss zu einem Einsatz. Erkläre ich dir später.« Dann legte er auf.

Die Fähre näherte sich der Flussmitte. Gleichzeitig stampfte der tiefliegende Kahn heran. Er ließ warnend sein Horn ertönen. Der Kapitän gab das Signal zurück und hielt unbeeindruckt Kurs. Der Binnenfrachter ebenfalls, er kam immer näher, bis er endlich seine Fahrt verlangsamte und die Fähre passieren ließ. Doch das war kein Grund zum Aufatmen, denn schon tauchte vor ihnen der erste Schubverband auf, der zweite folgte in kurzem Abstand, und die Fähre machte immer noch volle Fahrt. Plötzlich begriff Bauer, was der Kapitän vorhatte: Er wollte zwischen den Verbänden hindurchsteuern!

Das hatte auch der Fährhelfer erkannt. »Das schaffen wir nie!«

Der Kapitän hielt quer zur Strömung auf den ersten Verband zu, die rostigen Bordwände kamen immer näher, bis endlich das Schubschiff auftauchte. Bauer sah den Partikulier wütend seine Faust schütteln, während sie kaum einen Meter hinter dem Heck in die Lücke zwischen den Verbänden stießen. Die Fähre schlingerte im Fahrwasser, Bauer riss seinen Kopf herum und klammerte sich fest, doch der erwartete Aufprall blieb aus. Stattdessen schien die Fähre einen Satz nach vorn zu machen, und im nächsten Augenblick schwammen sie in freiem Wasser und der zweite Schubverband glitt hinter ihnen vorbei.

Der Fährhelfer lachte erleichtert. Bauer konnte nicht anders, er stimmte in das Lachen mit ein. Es war wie eine Befreiung, so lebendig hatte er sich seit Monaten nicht mehr gefühlt. Seit acht Monaten. Er blickte hoch zum Steuerstand. Der Kapitän bedeutete ihm, ins Auto zu steigen, und nickte seinem Gehilfen zu.

»Sie müssen es echt hölleneilig haben«, meinte dieser kopfschüttelnd.

»Kann man so sagen«, antwortete Bauer und schwang sich in seinen Wagen. Die Anlegestelle lag im Schatten eines fast zweihundert Meter hohen Kühlturms. Er gehörte zu dem Kraftwerk, für das die Zeche Walsum bis vor ein paar Jahren den Brennstoff geliefert hatte. Inzwischen verfeuerte man Importkohle, die um den halben Erdball hertransportiert wurde.

Der Fährhelfer ließ die Rampe runter, Bauer gab Gas. Der Wagen setzte hart auf. Bauer trieb ihn den Deich hinauf und umkurvte den Kühlturm. Das Fördergerüst über Schacht Franz wirkte mickrig im Vergleich zu den Kraftwerksanlagen. Das Tor an der Zufahrt stand weit offen. Er hielt auf den Förderturm zu. Davor parkten Fahrzeuge von Polizei, Feuerwehr und Rettungsdienst und der Bergwerksgesellschaft wild durcheinander.

Bauer brauchte niemanden, der ihm den Weg zeigte. Sein Vater hatte über dreißig Jahre unter Tage malocht. Dann war er bergfertig gewesen – Staublunge. Den Tag, an dem er zum ersten Mal mit in den Berg durfte, hütete Bauer als seine kostbarste Kindheitserinnerung.

Vor dem Führerstand, in dem die Seilfahrten gesteuert wurden, standen, heftig diskutierend, die Besatzungen der Einsatzfahrzeuge. Wortführer waren ein Brandmeister und ein Mann im Geschäftsanzug, offensichtlich vertrat er

die Bergbaugesellschaft. Die beiden stritten darüber, ob die Höhenrettung der Feuerwehr oder die Zentrale Grubenwehr für eine eventuelle Bergung zuständig war.

Kurz bevor Bauer die Gruppe erreichte, bemerkte ihn ein kantiger Mittfünfziger und kam ihm entgegen.

»Pfarrer Bauer?«

Bauer bejahte.

Der Mann reichte ihm die Hand. »Marantz, wir haben telefoniert. Sind Sie geflogen?«

»Es gibt eine Fähre.«

»Wusste ich nicht. Ich bin noch nicht so lange hier. Kommen Sie!« Marantz eilte an der diskutierenden Gruppe vorbei.

Bauer folgte ihm. »Was ist mit meinem Kollegen?«

»Der Notarzt hat über Grubentelefon mit dem Ingenieur unten gesprochen. Es ist nur eine Ferndiagnose, aber er ist sich ziemlich sicher: schwerer Herzinfarkt.«

»Er lebt doch noch?«

Marantz nickte. »Die Frage ist, ob er überlebt. Im Moment kriegen wir den Arzt nicht runter und den Monsignore nicht rauf. Der Aufzug ist verreckt.«

Sie betraten den Führerstand.

»Fahrkorb«, dröhnte eine Stimme, »es heißt Fahrkorb. Und an dem liegt's nicht. Es ist die Steuerelektrik. Ich könnte schwören, dass irgendein Idiot dran rumgefummelt hat.«

Unter dem Steuerpult guckte ein kleiner drahtiger Mann im Rentenalter hervor.

»Glückauf. Sie sind der Fördermaschinist?« Weiter kam Bauer nicht.

Eine Klingel schrillte. Das Grubentelefon. Der Notarzt stürzte herein und riss den Hörer von der Gabel.